



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1929

7 (1929)

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1929



Bei der päpstlichen Jubelfeier, die jetzt in allen deutschen Gauen stattfindet, gedenken auch unsere Caritasblüten mit Freude, Jubel und Dank gegen Gott des höchsten Oberhirten, unsers Hl. Vaters Pius XI.

145



Gott ist unendlich gütig und barmherzig

Das konnte man wieder so recht erfahren an unserem Petri Kifessa, bei dem die Gnade Gottes so lange pochte, bis sich ihr das harte Heidenherz öffnete. — Kifessas Vater war ein großer Mann, ein Häuptling über ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, wurde aber aus Neid von seinen eigenen Untertanen ermordet. — Kifessa wäre der Nachfolger seines Vaters gewesen, aber er war damals noch zu jung. Er zog von dem Gebiete seines Vaters weg, um sich in die Nähe der Mission zu begeben und Christ zu werden. Aber das hatte für ihn noch große Schwierigkeiten, denn als großer Mann mußte er mehrere Frauen haben, und das war mit dem Christentum nicht vereinbar. Man gab sich zwar alle Mühe, den einflußreichen Mann für die Lehre des Christentums zu gewinnen, aber es schien alles vergeblich zu sein, Kifessa hatte zwei Frauen und wollte keine lassen. Ja zum großen Schmerz der lieben Schwester Virginia holte er sich noch als seine dritte und rechtmäßige Frau eines der besten Mädchen aus der Schule, welches aber noch nicht getauft war. O, was hätte die gute Schwester damals drum gegeben, hätte sie das arme Mädchen, das sich gerade vorbereitete auf den Empfang der heiligen Taufe, loskaufen können, aber es war nichts zu machen. Kifessa hatte für sie bezahlt, und das Mädchen war sein Gut und Eigentum. Nach kurzer Zeit starb Kifessas erste Frau bei der Geburt eines Kindes. Nach heidnischem Brauch wird das lebende Kind mit der toten Mutter begraben. Das war auch hier der Fall. Aber Gott fügte es, daß gerade ein Christ vorbeiging, als man eben das Grab zuwerfen wollte. Der Christ drohte dem Vater, daß er ihn anzeigen werde, rannte auf die Mission und erzählte, was er gesehen habe. Schwester Virginia eilte sofort hin, um womöglich wenigstens das Kind zu taufen, oder es noch vom Tode zu retten. Sie bekam das

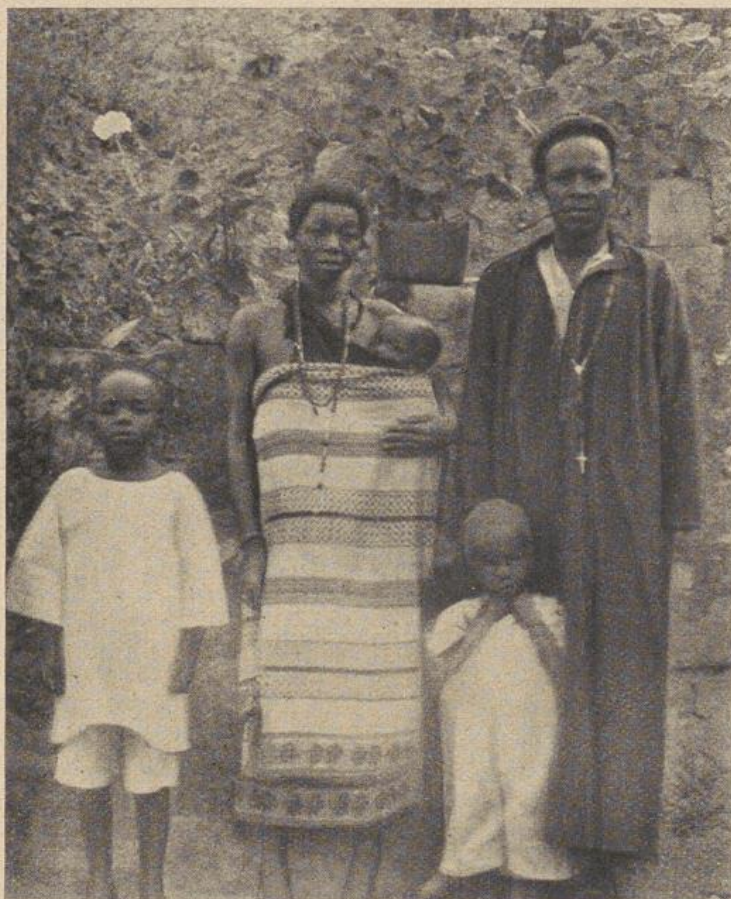
Kind ohne besondere Schwierigkeit, da die Schwarzen wohl annahmen, daß das Kind doch sterben würde, denn zwei Tage hatte man es ohne Wärme und Speise gelassen. — Schwester Virginia wickelte es ganz selig ob ihrer Eroberung in ihr Skapulier und trug es nach der Mission. Hier wurde zuerst gesorgt, daß das halbtote Wesen getauft wurde, dann aber gaben sich die Schwestern alle Mühe, um das arme Kind zu erwärmen und ihm Nahrung einzulösen, aber alle Mühe schien vergebens zu sein. Zwei Wochen gab das Kind keinen Laut von sich. Ratlos kam Schwester Virginia auf den Einfall, das Kind rasch ins kalte Wasser zu tauchen. Da fing das Kleine zum ersten Male zu schreien an und lebte wieder auf.

Der kleine Andreas war nun schon drei Jahre bei uns auf der Mission und ein liebes gewecktes Kind. In den Augen der Schwarzen war das ja etwas ganz Unerhörtes, wie so ein kleines Kind ohne Mutter leben und aufwachsen kann. Da besuchte eines Tages der hochw. Herr Bischof Vogt unsere Station. Er hatte viel Freude an dem kleinen geweckten Knaben und nahm ihn mit nach Bagamoyo, um ihn da einer braven kinderlosen christlichen Familie zu schenken. — Kisessa wanderte unterdessen viel im Lande herum, war längere Zeit in Matombo und später in Bagamoyo und kam bis an den Kilimandjaro. Mehrere Patres, besonders der selige Pater Klaus, bemühten sich um seine Bekehrung.

Im Jahre 1917 wurden wir Schwestern von Mhonda nach Bagamoyo interniert. Alsbald wurde uns der kleine Andreas von Mgeta vorgestellt. Er war ein liebes Kind, und wir hatten unsere helle Freude an ihm. Ich mußte oft an seinen armen Vater denken und ahnte nicht, daß ich den Mann einmal im Christentum unterrichten würde. Als in Bagamoyo die Grippe ausbrach, raffte sie auch unseren lieben kleinen Andreas hin. Er war fünf Jahre alt. Das Kind hatte sich gewiß im Himmel für seinen armen Vater verwendet.

Jahre vergingen. 1920 verließen wir Ost-Afrika infolge der Kriegswirren und kehrten 1925 wieder dahin zurück. 1927 wurde ich nach Mgeta versetzt. Als ich eines Tages wieder einmal mit einer Mitschwester die Christendörfer in der Nachbarschaft besuchte, sagte ich ihr: „Wollen wir nicht einmal in dieses Haus da drüben gehen?“ Worauf sie antwortet: „O, nein, da wohnt ein großer Islam, mit dem will ich nichts zu tun haben.“ Einige Tage später meldete sich Kisessa, denn er war der Besitzer dieses erwähnten Hauses gewesen, beim hochw. Herrn Superior zum Unterrichte. Niemand wollte recht glauben, daß es ihm Ernst sei, obwohl er seine zweite Frau entlassen hatte. Aber Kisessa zeigte großen Ernst und Ausdauer. Nach kurzer Zeit brachte er seine Frau mit, das ehemalige Mädchen, um das sich Schwester Virginia so gesorgt hatte.

Beide gaben sich sehr viel Mühe und faßten den Unterricht gut auf. Oft hielten sie an, doch getauft zu werden und sich christlich zu verheiraten, doch immer noch mußten sie warten und wurden von einem Monat auf den anderen vertröstet, bis endlich der vorsichtige Pater Superior sich doch erweichen ließ und den Tag seiner Taufe festsetzte. Eines Tages kam er, vor Freude strahlend, und sagte: „Heute in zwei Wochen



Petri Kifessa mit Frau und Kindern.

werde ich getauft. Pater Superior hat es mir versprochen. Kifessa und seine Frau waren von da an viel eifriger im Unterricht. Der langersehnte Tag kam, und aus unserem Kifessa wurde ein Petri, und aus dem ehemaligen sorgenvollen Mädchen eine Emilie. Am darauffolgenden Tage wurden sie kirchlich getraut und empfingen die erste heilige Kommunion. Da gab es zwei glückliche Menschenkinder. Kifessa weinte vor Freude.

Daß es aber unserem Petri ernst war mit seiner Bekehrung, zeigte er bei einer großen Prüfung, die Gott über ihn kommen ließ. Während er sehr eifrig dem Unterrichte folgte, wurde er

eines Tages vom Bezirksamtmanne gerufen und aufgefodert, als rechtmäßiger Nachfolger seine Stellung als Häuptling zu übernehmen. Rifessa aber hatte abgelehnt, weil er Christ werden wollte und nicht gerne von hier weg ginge. Als ich später einmal fragte, warum er den Antrag nicht angenommen habe, sagte er: „Wenn es hochw. Herr Pater Superior haben will, daß ich ihn annehme, dann tue ich es, denn die Leute wollen mich unbedingt haben, aber dieses Gebiet hat für mich eine schmerzliche Erinnerung, weil dort mein Vater unschuldig sterben mußte.“

Möge diese junge christliche Familie eine gute bleiben zur Freude Gottes und zur Erbauung ihrer Mitmenschen.

Wir empfehlen alle unsere Christen dem Gebete unserer Freunde und Wohltäter.

3

Eine schwarze Frau als Apostel

Ringano, die Halbschwester des hier in der Nähe wohnenden Häuptlings, war etliche Wochen hier in der Schule. Nachdem sie getauft war und die heiligen Sakramente empfangen hatte, ging sie wieder zu ihrem Bruder zurück. Sie wurde vom Pater Missionar aufgestellt, in dortiger Gegend die Schwerekranken, welche vor dem Tode noch die heilige Taufe verlangen, etwas zu unterrichten und zu taufen, in Fällen, wo der Missionar nicht hinkommen konnte. Da sie etwas leidend war, ging sie, wie es alle Eingeborenen tun, weit fort zu einem ihrer Verwandten bei Lourdes, in der Nähe des Umsumkulu. Dort traf sie noch ein paar andere Christen, die früher hier waren. Der Weg zur Kirche ist weit, und bei vielem Regen ist der Umsumkulu-Fluß so groß, daß er nicht zu durchschreiten ist. Ringano und ihre Gefährten richteten sich nun einen Kraal zurecht, darin kommen sie Sonntags zusammen, beten die Meßgebete, singen dazwischen ein Lied, genau wie in der Kirche. Dann machen sie eine Pause, beten nach derselben den Rosenkranz und die Litanei. Ja sie singen selbst die Vesper-Psalmen und kehren singend und zufrieden wieder heim.

Philomena, so heißt Ringano seit ihrer Taufe, bekam hier auf der Missionsstation einige Bilder für ihre Kapelle, damit sie die Wände etwas schmücken könne. An hohen Festtagen kommt die kleine Schar zu uns, um die heiligen Sakramente zu empfangen. Hoffentlich werden sich dieser noch mehrere anschließen, damit nach und nach eine größere Christengemeinde entstehen kann.

Der Schlangen-Meister

Sine ziemliche Strecke von unserer Mission entfernt, nahe am Umkomaas-Flusse, wohnte vor einigen Jahren ein Mann, der unter dem Namen „Schlangen-Meister“ bekannt war. Er gehörte einer afrikanischen Sekte an, wovon er nicht leicht wegzubringen war. Seine Kinder kamen jedoch eines Tages in unsere Schule, lernten und zeigten sich zuletzt bereit, ihrem Irrtum abzuschwören und katholisch zu werden. Ihr Vater, der Schlangen-Meister, machte ihnen gar keine Beschwerden, ja er versprach sogar, auch bald zu uns zu kommen. Er besuchte öfter seine zwei Mädchen, und so hatten wir Gelegenheit, näher mit ihm bekannt zu werden. Jedesmal, wenn er kam, brachte er seine Schlange, die beständig seine Gefährtin war, mit und hatte dieselbe in einem kleinen Säckchen, entweder am Arm oder um einen Stock gewickelt, am Rücken hängen. Jedermann fand dies sonderbar, und deshalb nannten ihn unsere Kinder einfach „Schlangen-Meister“. Das falsche türkische Tier hatte er so in seiner Gewalt, daß es ihm absolut kein Leid zufügte. Eines Tages trieb uns die Neugier ganz gewaltig. Wir ersuchten ihn, uns seine Schlange zu zeigen, jedoch mit der Bemerkung, sie nicht aus seiner Gewalt zu lassen. Er öffnete nun sein Beutelchen, und das häßliche Tier, den Kopf nach allen Seiten drehend, erschreckte viele und trieb sie in die Flucht. Der Eigentümer jedoch begann einige Worte zu murmeln, ich vermutete sofort Zauberworte. Lange konnten wir zuschauen, das zischende Tier machte nichts, blieb ganz ruhig in der Nähe seines Meisters, bis er ihm befahl, wieder in den Sack hineinzukriechen. Die Worte konnte niemand verstehen. Der Schlangen-Meister war hier auf unserer Station lange Zeit in aller Munde, und was werden die Leser dieser Zeilen wohl denken von jenem Manne und seinem Gespräch mit der Schlange? Die Antwort will ich einem jeden überlassen, doch will ich zum Schlusse noch erzählen, wie es dem Schlangen-Meister ergangen ist in der Sterbestunde. Er hatte ja versprochen, zu uns zu kommen, und er hielt Wort. Eines Tages kam die Nachricht, daß er krank sei und den Missionar wünsche. Derselbe zögerte nicht lange und machte sich auf den Weg dorthin. Er taufte ihn, und nach einigen Tagen entschlief er ruhig im Herrn. Sein Sohn besucht noch heute unsere Missionschule, und er erinnert mich nicht selten an seinen alten Vater, der bekannt unter dem Namen „Schlangen-Meister“.

Schw. Cassiana.

3



Echo aus der Haushaltungsschule im Missionshaus, dem Sonnenheim, in Neuenbeken

Unter diesem Titel wandert von Zeit zu Zeit ein Schreiben aus unserer Haushaltungsschule in Neuenbeken an die ehemaligen Schülerinnen, um sie so auf dem Laufenden zu halten über die Hauptereignisse der Schule. Gewiß möchten auch unsere Leserinnen und Leser, die uns immer ein reges Interesse entgegenbringen, mit dieser Anstalt unserer Genossenschaft bekannt werden, und daher erlauben wir uns hier und da einem kleinen Artikel in unsern Karitasblüten Raum zu geben. Heute bringen wir nun eine Beschreibung des Ausfluges nach Bielefeld und geben der frohen Hoffnung Ausdruck, daß dann auch diese unsere Haushaltungsschule sich des Wohlwollens unseres Leserkreises erfreuen darf.

Der Ausflug nach Bielefeld

Heute war Parole: Auf nach Bielefeld! Aber nicht, wie Ihr vielleicht glauben möchtet, weil dort Jahrmarkt war, sondern vielmehr aus wissenschaftlichen Gründen; wir wollten nämlich einen Gang machen durch ein modernes Nährmittelwerk, das des Dr. August Detker.

Schon gleich beim Eintritt bemerken wir eines der Hauptmerkmale der Detkerschen Werke: die Sauberkeit. Raum entdecken wir hier Mehls Spuren, trotzdem wir es nach unserer Auffassung mit einem der Müllerei ähnlichen Betriebe zu tun haben. Peinlich sauber sind die großen Arbeitsäle; riesige Entstaubungsanlagen gewährleisten überall hygienisch einwandfreies Arbeiten. Dann wird auch die Ware vom Rohprodukt bis zum fertigen Päckchen von keiner Menschenhand berührt.

Wir kommen zuerst zum obersten Stockwerk. Vor uns breitet sich das Rohstofflager für die Fabrikation des bekannten „Bakin“ aus. Wir gehen an der Saugfilteranlage vorbei, einem umfangreichen Rohrsystem, durch das die staubige Luft aus den Arbeiterräumen entfernt wird, und das für die nötige Frischluft innerhalb des ganzen Gebäudekomplexes sorgt. Unser Weg führt uns weiter in einen Raum mit einer Reihe großer Schüttelsiebmaschinen, die mit ungeheurer Geschwindigkeit laufen, etwaige Fremdkörper aus der Rohware entfernen und diese dann dem Fabrikationsgang zuführen. Vor jeder Mischung wird die Rohware chemisch untersucht. Erst nach all diesen Vorbereitungen kommt die Ware in die sogenannten Mischtrommeln; in wirbelndem Tanz geht in ihnen die Mischung des Backpulvers „Bakin“ vor sich, und von dort geht es dann in die Abfüllmaschinen, die sich im nächsten Stockwerk befinden. Jede dieser munter arbeitenden Abfüllmaschinen für „Bakin“ wird von einem jungen Mädchen bedient. Ein Hohlgefäß nimmt automatisch die vorgesehene Menge Backpulver in sich auf, dreht um 45 Grad nach unten und entleert seinen Inhalt durch einen kleinen Rütteltrichter in das schon geöffnete Beutelchen.

Die Fortsetzung unseres Rundganges führt uns zur Kartonnage, die eine Fabrik für sich darstellt. Die Zuschnitte wandern von einer Maschine zur andern, und mit jedem Arbeitsgang sieht man die Kartons wachsen, bis sie endlich füllfertig, braunkariert und reich mit dem Hellkopf verziert vor uns stehen. Die fertigen Leerkartons gelangen mit Hilfe von Laufbändern in die verschiedenen Produktionsäle, um an den Füllmaschinen laufend gefüllt zu werden.

Ein neues Gebäude: der Puddingpulver-Bau. Das feine Aroma der verschiedenen Puddingpulver schwebt über dem Ganzen. Wir erfahren, daß diese Fabrikation vollständig getrennt von der des Backpulvers vor sich geht. Auch hier geschieht die Füllung der Beutelchen und die Verpackung mittels Maschinen. Wir kommen dann weiter zur Wäscherei, die mit allen Maschinen der Neuzeit ausgestattet ist; die ganze Arbeitskleidung wird nämlich den Betriebsangehörigen gestellt und peinlich sauber in Ordnung gehalten.

Neben der Versuchsküche befindet sich auch noch eine mit allen Mitteln der Neuzeit ausgestattete Lehrküche, in der je zehn Mädchen aus dem Betriebe sechs Wochen lang in der Zubereitung einfach bürgerlicher Kost und in der Erlernung des Haushalts unterwiesen werden; die Firma stellt die Lehrmittel zur Verfügung, außerdem wird den Kursteilnehmerinnen voller Lohn bezahlt. Hier wird auch kostenloser Mittagstisch für schwächliche Betriebsangehörige gegeben.

Endlich besteht auch noch ein Nähkurs, in dem die Mädchen systematisch im Wäschenähen unterrichtet werden. Die Firma stellt den Stoff für eine Garnitur Leibwäsche kostenlos zur Verfügung. Wenn ein Mädchen acht Jahre bei der Firma tätig war und dann heiraten will, kann es seine ganze Aussteuer in Wäsche dort anfertigen, erhält einen Teil kostenlos von der Firma und dazu während dieser Zeit den vollen Arbeitslohn.

Nun kommt noch ein kleines Fest, das man uns inzwischen in der hellen, anheimelnden Versuchsküche bereitet hat: das Kosten dreier Puddingsorten, die uns recht mundeten.

Die Firma besitzt noch sonstige Einrichtungen, wie Post usw. Es war wirklich etwas Großartiges, das wir da in kurzer Zeit sehen durften; es waren fast der Eindrücke zu viel, um all' das Geschaute verdauen zu können; doch haben wir dabei wieder manches gelernt.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Mit vielen Sonnengrüßen:
Der Sonnenvater.



Allerlei Anekdoten

Ein glaubensloser Reisender neckte einst einen katholischen Hirtenknaben in der Schweiz am Abende des hochheiligen Fronleichnamsfestes wegen des allerheiligsten Altarsakramentes. Unter anderem fragte er den Knaben auch: „Warum bist du denn heute bei der Fronleichnamsprozession gewesen? Glaubst du denn wirklich, Christus könne ganz in einer so kleinen Hostie drin stecken?“ Unersehroffen antwortete sofort der Knabe: „Ich mein' grad', euer Verstand stecke noch an einem viel kleineren Orte, sonst müßt's euch klar sein, daß unser Herrgott alles kann.“

*

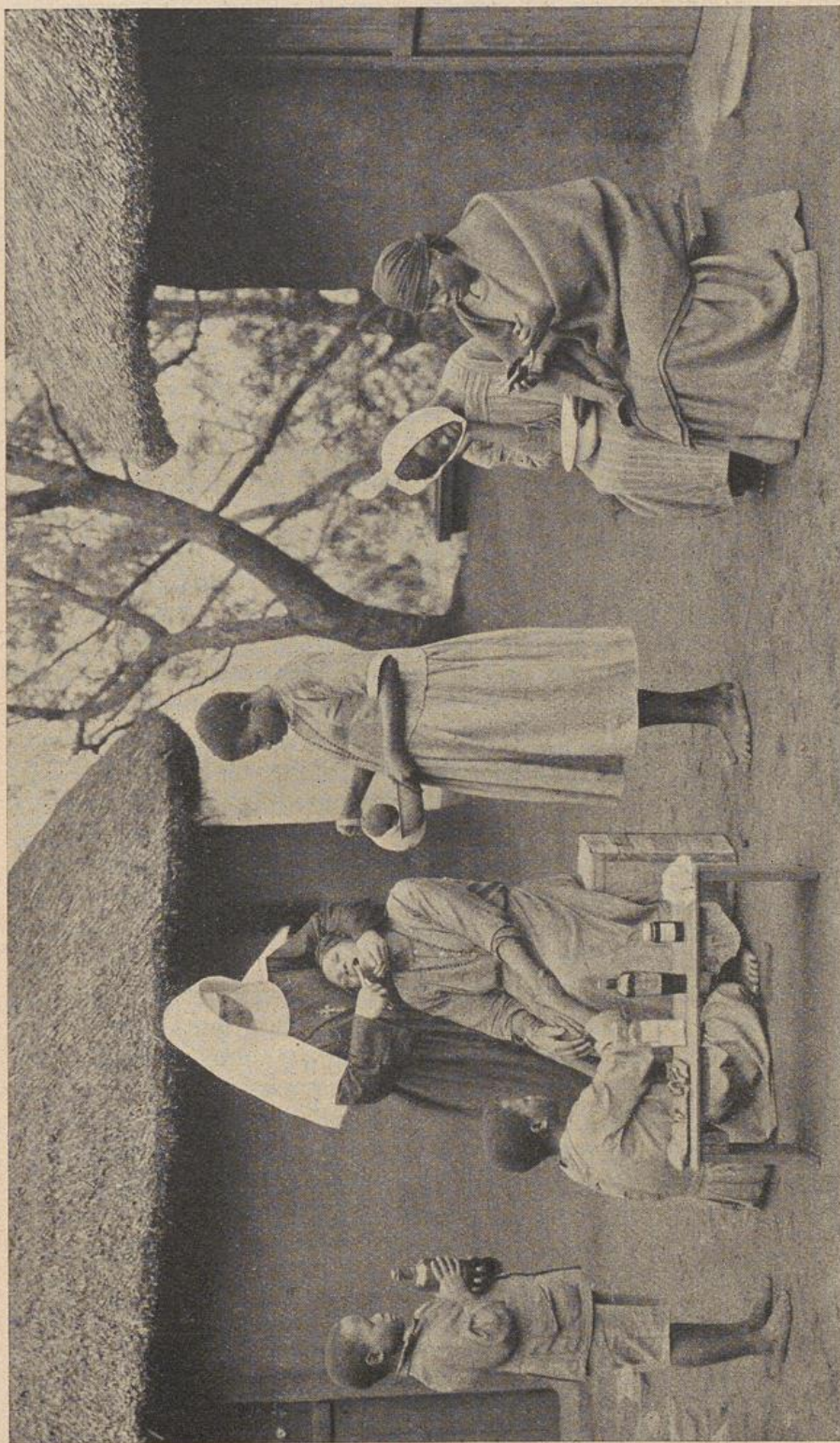
Kinder mund. Die Mutter: „Karl, hast du den ganzen Kuchen aufgegessen, ohne an deine Schwester zu denken?“ — Karlchen: „O nein, ich habe fortwährend an sie gedacht! Ich hatte nur immer Angst, sie würde kommen, eh' ich ihn aufgegessen hatte.“

Heitere Missionsplauderei aus St. Michael, Natal



rankenpflege ist hier in der Mission ein recht dankbares Geschäft, obgleich der Zulu für empfangene Medizin oder Pflege nicht wörtlich dankt, wenigstens nicht bevor Heilung erfolgt ist. Es ist dies nicht Undankbarkeit von ihm, sondern ein althergebrachter Glaube, daß eine Medizin nicht hilft, wenn man dankt. Sobald die Zulus gesund sind, erweisen sie sich in der Regel sehr dankbar und noch Jahre lang nachher erzählen sie, wenn man zufällig mit ihnen zusammentrifft, daß man ihnen geholfen habe. Den meisten Dank aber erntet man beim Zähneziehen. Wie viele „akubugisele Nkulunkulu“ (Vergelt's Gott) ich da schon eingeheimst habe, weiß der liebe Gott allein. Meistens kommen sie in der Frühe angerückt, denn auch beim Schwarzen kommt der Entschluß, daß „er“ heraus muß, meistens über Nacht, zur Reife. Gewöhnlich bringen sie eine Begleitung mit, welche dann, während der Patient sich ausnahmslos leidend verhält, die lange Leidensgeschichte in Worten und Gebärden erzählt, die so ein böser Zahn heraufgeschworen hatte. Wer sollte da nicht, von Mitleid gerührt, Schule Schule sein lassen und zur Zange greifen! Viele Vorbereitungen braucht's ja nicht. Unser Empfangszimmer, unser Operationsstuhl sind immer bereit. Da heißt's einfach: „Woza la“ usw. (Komm her, setz dich nieder, Mund auf), und der Patient, etwas mißtrauisch nach dem schauend, was ich hinter dem Rücken verberge, setzt sich auf die Treppe, und bald ist's geschehen um den, der ihm so manche schlaflose Nacht bereitet hat. Zum Staunen ist's, wie kaltblütig und gefühllos sich die Mehrzahl von ihnen zeigt, und wenn der Zahn noch so fest sitzt. Der echte Zulu darf mit keiner Wimper zucken, und wenn's noch so weh tut, darein legt er seinen Stolz. Schon oft sah ich wie Väter oder Mütter ihre Kinder belehrten, bevor sie sich mir naheten, daß sie ja nichts merken lassen sollen, wie weh es auch tun möge. Allerdings gibt es auch hier keine Regel ohne Ausnahme; es kommt auch vor, daß einer allen Stolz fahren läßt und mit einem: „Ni ngiy eke Nkosazana“ (laß mich, Schwester) auffahren will, denn wie tief der Zahn steckt, weiß eben auch der Zulu erst, wenn er ihn ziehen läßt.

Sobald aber der Tunichtgut heraus ist, findet auch der Leidgeprüfte seine Zunge wieder: „Hast du mir geholfen, Schwester, bin ich geheilt, vergelt's Gott, Schwester, usw.“ heißt es immer wieder. Dann kommt eine lange Erklärung vom Patienten selber, ähnlich der erstgenannten, über all den Jammer und das Elend, die schlaflosen Nächte, die schmerzlichen und appetitlosen Tage, die dieser böse Zahn ihnen verursacht hat. Nach jedem Satz wiederholt er immer wieder, du hast mir ge-



Schwester Kasaelis zieht Fäshne.

holfen, Schwester, ich bin geheilt, vergelt's Gott. Und wenn ich während der Schulzeit keine Zeit habe, um seinen Dankeserguß anzuhören, dann schreit er es zur Schultüre herein, denn wie könnte er schweigen, da er nun so selig ist und nicht verstehen kann, daß das, was ich gerade die Kinder lehre, wichtiger ist, wie seine Zahngeschichte. Dann lachen wir eben alle zusammen und ich mit, freue ich mich doch auch, einem armen Menschenkinde wieder geholfen zu haben. Als Belohnung bekomme ich zuweilen ein Huhn, welches ich dann mit Erlaubnis meiner Vorgesetzten für meine Kranken verwenden darf. Nun kam es einmal vor, daß ich drei Hühner auf einmal bekam. Da ich sie gerade nicht benötigte, und man auf der Station diese Zulu- hühner der reineren Rasse wegen, die wir züchten, nicht gerne herumlaufen lassen, gab ich sie einer Tageschülerin mit nach Hause, mit der Bitte, sie im Kraale zu behalten, bis ich sie benötige. — In längeren Zwischenpausen ließ ich zwei davon holen. Als man mir das zweite brachte, sagte ich: „Nicht wahr, jetzt ist noch eines da?“ „Ja, von den Alten, aber Du hast schon so und so viele Junge, einige davon sind auch schon wieder groß.“ „Was für junge,“ fragte ich, „ich gab euch doch nur drei alte, und von diesen habe ich bereits zwei geschlachtet.“ Die Erklärung, die jetzt folgte, zeigt so recht die Uneigennützigkeit der Schwarzen. Ich dachte nämlich schon immer, als Belohnung behalten die Leute die Eier, die eine solche Henne legt. Aber dem ist nicht so, wie ich jetzt erfuhr. Der gewöhnliche Zulu ist kein Ei. Jedes Huhn hat volle Freiheit, seine Eier hinzulegen, wo es will. Wenn die Henne denkt, es sei genug, brütet sie diese aus, und die Nachkommenschaft gehört dem Eigentümer der Hennenmutter, bloß eines von den jungen gehört dem Kraaleigentümer, der die Ehre hatte, die Hennenfamilie zu füttern. Wenn die Jungen so weit gediehen sind, daß sie ihren Lebensunterhalt sich selber erwerben können, fängt die Hennenmutter ihr Geschäft von neuem an. Daß man da in kurzer Zeit eine ganze Schar beisammen hat, ist leicht begreiflich. — Ich wußte wahrlich nicht, was ich mehr anstaunen sollte, meinen Gewinn oder die Uneigennützigkeit der Schwarzen. Als ich dann verwundert fragte, ob es den Leuten nicht zu viel werde, wenn sich die Jungen auch wieder vermehrten, sagte man mir: „Nein, absolut nicht, das ist so Gesetz bei uns.“

ooo

Schw. Rafaelis.

Nimm die Kleinen als die Meinen
 Liebreich auf mit Hand und Herz!
 Hilf dem Kinde, sanft und linder,
 Auf dem Wege himmelwärts!
 Die da kamen, laß im Namen
 Deines Heilands zu dir ein;
 In der Krone dort zum Lohne
 Sollen's lauter Perlen sein!

Aus Driefontein, Rhodesia

In den Weihnachtsferien mußten wir geschäftehalber nach Swelo, einem Städtchen mit breiten Straßen, schönen Anlagen, doch nur einstöckigen Häuschen, wie die meisten Städte Rhodesias, selbst die Hauptstadt Salisbury, angelegt sind — Rhodesia ist nämlich noch ein neues Land und beginnt sich gerade jetzt aus den ersten Anfangsgründen weiter zu entwickeln. Der Reiz des Neuen, verbunden mit einem Anstrich von Romantik lockt seit einigen Jahren viele Ansiedler herbei. Also nach Swelo gingen wir, und zwar nicht mit der langweiligen Bummelbahn, die einen halben Tag braucht, und von der aus man nur öde Steppe mit Buschwerk hier und da verstreut zu sehen bekommt, sondern per Auto. Wie ging denn das zu? Hierzulande hat jeder, man kann sagen der Ärmste, ein Auto. Oft fehlt es an der nötigsten Einrichtung zu Hause, aber ein Auto wird gekauft, und zwar hat man gute Gründe dafür. Abgesehen von den schlechten Fahrgelegenheiten per Bahn, kommt das Auto noch billiger. So wird man verstehen, daß unsere Mission auch über ein Auto verfügt, und da unser hochw. Herr Pater Superior auch Geschäfte in Swelo hatte, nahm er uns mit. Wir staunten über die gute Verfassung der Wege, die meistens durch Buschwerk, hie und da auch durch ansehnliche Baumpflanzungen führten. Vor wenigen Jahren noch passierte es oft, daß Automobile im Sande stecken blieben, besonders in der Regenzeit. Kein Wunder, sind wir doch nicht gar so weit von der Kalahariwüste, und sind Wanderungen hier in der Umgegend streckenweise sehr beschwerlich, da man bis an die Knöchel in den Sand einsinkt. Die englische Regierung gibt sich recht viel Mühe für die Hebung des Bodens, und besonders auch für das Anlegen größerer Waldungen. Alle möglichen Arten von Tannen, Kiefern, Fichten und Eukalyptusbäumen gedeihen in dem sandigen Boden rasch und gut. Seit 1924, als wir Schwestern ins Land kamen, haben große Strecken Landes ein ganz anderes Gepräge bekommen. Aus den Pflänzchen von damals sind zum Teil schon ganz ausgewachsene Bäume geworden. — Die Eukalyptusbäume besonders, wachsen sehr schnell und hoch, etwa wie daheim die Pappeln, sind jedoch viel voller an Laubwerk und tragen große Büschel weißer, weitleuchtender Blüten. Einer unserer ehrw. Brüder, ein Deutscher, versteht sich vorzüglich auf die „Forestry“, wie die Engländer sagen. Viele Meilen unserer Farm sind dank einer unermüdligen Tätigkeit mit Wald bestanden, der zur Zeit von größtem Nutzen für die Mission sein wird. — Eine ganze Reihe solcher Pflanzungen konnten wir auf unserem Wege bewundern. Allmählich wurde der Boden fester und fruchtbarer, auch wasserreicher. Wohl

mehr als ein Duzend Flüsse hatten wir zu durchqueren, die jedoch nur wenig Wasser enthielten. Bekanntlich sind ja die kleinen Flüsse Afrikas nur in der Regenzeit gefüllt, und auch dann nur, wenn es längere Zeit hindurch andauernd und heftig geregnet hat. Nach etwa vierstündiger Fahrt kam das Ziel unserer Reise in Sicht. — Es war der Vorabend des Dreikönigenfestes. Am nächsten Morgen hatten wir das Glück, in der trauten wunderschön ausgeschmückten Kapelle der Dominikanerinnen einem Hochamt beizuwohnen mit herrlicher Musik und Gesang. Es wurde die Messe der heiligen Cäcilia von einem gemischten, sehr gut geschulten Chor gesungen. Dienstags darauf lud uns der Pfarrgeistliche, ein Jesuitenpater, dem auch die Sorge für die Natives in der Stadt und den umliegenden Bergwerken obliegt, zu einem Besuche einer seiner Außenschulen in einem berüchtigten Industriebezirk ein. Freudig sagten wir zu, in einer Viertelstunde waren wir reisefertig, und hinaus ging's in die uns wohlbekanntere Rhodesianische Steppenlandschaft. Hier und da gewährte eine Talmulde einen kleinen Blick in die klare Ferne. Eine Art Sehnsucht überkam mich dann nach den herrlichen Fernsichten der Heimat. Wie eng begrenzt, dachte ich, ist doch der Horizont in diesem dunklen Lande; wie oft suchte ich Anregung und neuen Schwung der Seele, wie einst daheim, in der freien Gottesnatur, wenn die Geistestrockenheit mich drückte. Es gelang mir nie so recht, und ich mußte mich trösten mit dem Gedanken, daß Gott uns einst tausendfach für alles entschädigen werde, dort oben in seinem schönen Himmel. Doch was sage ich! Liegt nicht der tiefe Seelenfriede, und die kaum fühlbaren, aber eben darum um so reineren und wahreren Tröstungen, die das Wirken am Heil der armen Heiden mit sich bringt, schon jetzt alle Opfer und Entbehrungen hundertfältig auf! Doch nun zurück zu unserer Autotour: Während ich mir eben noch mit geheimer Sehnsucht die lieblichen Landschaftsbilder der Heimat vor die Seele führte, änderte sich auf einmal die Landschaft, und es bot sich unseren erstaunten Augen ein herrliches Panorama dar, das, wenn auch nicht so lieblich, so doch großartiger war, als ich je in meinem Leben gesehen habe. Da reihte sich Bergkette an Bergkette, neben- und hintereinander, die vorderen zum Teil hell beleuchtet, zum Teil im Schatten; Licht- und Farbewirkung erhöhten den Reiz des Bildes ungemein. Alle Berge waren vom Grund bis zum Gipfel dicht bewaldet. Da wir hier in Süd-Rhodesia wegen der hohen Lage etwa 1500 Meter über Meeresspiegel fast ein europäisches Klima haben, sind die hier vorkommenden Baumarten den europäischen ähnlich, nur viel mannigfaltiger in der Form und Farbe der Blätter (manche sehr zart und weich, hellgrün oder rötlich braun). Hier und dort waren die Wälder unterbrochen von stark verwittertem, grauem

Felsgestein, das den hier zahlreichen Affen Schlupfwinkel bietet. Stundenlang genossen wir diesen stetig wechselnden Anblick. Da wir langsam bergan fuhren, erschien uns die blaue Ferne immer weiter und endloser. Zuletzt mahnte uns ein Schild am Wege zur Vorsicht. Es hieß: „dangerous hill“ (gefährlicher Berg), doch unser Führer kannte keine Angst. Kaum mäßigte er das Tempo der Fahrt, und fast ohne Stocken ging's rund um den Berg an gefährlichen Böschungen und tiefen Abgründen vorbei, bis wir schließlich am Ziel unserer Reise ankamen, der sogenannten „Peakmine“. „Peak“ bedeutet bekanntlich höchster Gipfel, und wirklich hatten wir das Gefühl, als liege das ganze Land, sich endlos dehnend, vor uns. Unter uns gähnte ein Abgrund, dessen Boden wir kaum entdecken konnten, und in den umliegenden Tälern wandelten die Menschen herum wie winzige Zwerge. Hier und da entdeckte das Auge Kafferkraale zwischen den Bäumen. Sie schauten aus wie Vogelnester, hin und wieder der Schrei eines Wildvogels, sonst feierliche Stille. Ein überwältigend erhebendes Schauspiel. Hätten nicht mehrere rauchende Schloten die Anwesenheit von Bergwerken verraten, man hätte sich versetzt gefühlt in ein herrliches Stück Land, mit von europäischer Kultur unberührter Wildnis. Ach, daß dem nicht so war, sollte uns bald zum Bewußtsein kommen. Vorsichtig stiegen wir den mit Geröll bedeckten Abhang hinab, bis wir nach etwa 10 Minuten eine sogenannte „location“ erreichten. „Location“ nennt man hierzulande die Ansiedelungen der Minenarbeiter. Sie sind der Schrecken der Missionare, da sich so manches Schäflein dorthin verirrt und an Glauben und Sitte Schiffbruch leidet. Wie begründet solche Befürchtungen sind, davon sollte uns jetzt der Augenschein überzeugen. Die Hütten waren wohl weiß getüncht, aber die Menschen! Waren das wirklich „Makaranga“! Unsere „Makaranga“ und ihr Bruderstamm der „Maschona“ gelten als die tiefststehenden afrikanischen Stämme wegen ihrer Arbeitscheu und ihrer Unreinlichkeit. Doch, „wie jede Wolke, so schwer sie droht, doch eine lichte Sonnenseite hat“, so auch hier. Unsere Leute brauchen Jahre, um aus ihrem natürlichen Stumpfsinn herauszukommen, doch als Entschädigung für die mangelnde Energie und Unternehmungslust anderer Stämme hat Mutter Natur ihnen eine Gabe verliehen, die zur Missionierung recht mithilft. Und das ist ein kindlich-fröhlicher, lenksamer Sinn. Der kann aber nur zur Entfaltung kommen in der herzerquickenden Atmosphäre der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, und da das natürlich in den Bergwerken fehlt, stellen diese Minenarbeiter tatsächlich das Bild des denkbar tiefststehenden Menschentypus dar. Keine Spur von Freudigkeit, von irgendeinem Interesse an etwas Höherem, Menschenwürdigem. Vertieft starrten uns diese Augen an. Welch ein Schmerz, als wir zwischen diesen



Die 4 Schwestern, welche am 18. Juni mit dem Dampfer Toledo nach Mariannhill (Südafrika) abreisten. Von links nach rechts: Schw. Alphonsine Hofbauer, Schw. Leontine Behrend, Schw. Chrysostoma Scheb, Schw. Georgine Ruths.

elenden Wesen einige unserer früheren Zöglinge entdeckten. Scheu und zitternd näherten sie sich uns, als wir sie dazu auforderten. Hätten sie von unserem Kommen gewußt, sie hätten sich gewiß verborgen gehalten. Arme Wesen, das Laster hatte ihnen schon sein Merkmal aufgedrückt, ob sie sich seiner Gewalt jeweils wieder entwinden werden? Wir waren froh, daß sie noch ungetauft waren. — Ach, wie viele Millionen gehen durch den verderblichen Einfluß der Weißen in diesen Bergwerken verloren! Die meisten unserer jungen Burschen lockt der Hunger nach Geld hinaus, oft weit über die Grenzen ihres Heimatlandes. Nicht selten wagen sie sich ins Innere von Transval in die berühmten Goldminen von Johannesburg oder Pretoria hinein, und schon mancher ist dort spurlos verschollen, und hat Weib und Kind zurückgelassen. So haben wir eine arme junge Frau hier auf der Mission, die schon mehr als 10 Jahre alleinsteht mit ihren zwei Kindern, und die nicht mehr heiraten kann, weil der Tod ihres Mannes nicht nachgewiesen werden kann. Sie hat sich all die Zeit hindurch gut gehalten, was das aber heißt für eine Frau, die absolut keine Neigung zum ehelosen Stand verspürt, weiß Gott allein. Mehrere andere unserer christlichen Jungfrauen waren mit ihren Männern einen, höchstens zwei Tage zusammen, das Kind ist schon zwei oder drei Jahre

alt, und der Vater hat es noch nicht gesehen. Wie vieles könnte geschehen, den jungen Männern daheim passende Arbeit und Verdienst zu verschaffen, hätten wir nur mehr Priester, und vor allem mehr Geld. Die Zeit der Prüfung ist schwer, doch verlieren wir nicht den Mut, wird doch der endliche Sieg auf unserer Seite sein, und die Siegesbeute, wie herrlich wird sie sein!

Wer wollte sie nicht mit uns teilen? Die kleinste Gabe, das kleinste Gebet wird ein Unrecht darauf verleihen. Schw. Vera.



In der letzten Woche starb der Vater eines unserer Mädchen, ein berühmter Zauberer von Holy Croß. Als dieses von der Krankheit ihres Vaters hörte, bat sie uns, für einige Tage nach Haus gehen zu dürfen. Da sie bereits vor vier Jahren von dort geflohen war und es nie wagen durfte, in Ferien zu gehen, hegten wir Bedenken. Doch sie bat so flehentlich und meinte, vielleicht seine Seele retten zu können, sie wolle auch Weihwasser mitnehmen und gut beten, und so ließen wir sie dann gehen. Nach drei Tagen wollte sie wieder hier sein, kam aber nicht, und wir waren schon in banger Sorge um sie. Da kam ein Briefchen von Schwester Virginia aus Holy Croß mit der Nachricht, daß der Zauberer um die heilige Taufe gebeten habe und eines guten Todes gestorben sei. Freudestrahlend kam das Mädchen zurück und erzählte uns, mit welcher Sehnsucht ihr Vater nach der heiligen Taufe verlangt und wie sein Sohn ihn getauft habe. „Ich habe gleich meinen Vater und den ganzen Kraal mit Weihwasser besprengt, ohne daß er es merkte, und habe so den bösen Feind hinausgetrieben“, sagte sie mit fester Überzeugung.

Schw. Consolata.



Fatime, die indische Prinzessin

Von Schw. Engelberta

(Schluß.)

Kleopatra willigte ein und erlebte nun ruhige, friedliche Tage bei der Mutter und den Schwestern des Mangi (Häuptlings). Sie erzählte ihnen ihre Leidensgeschichte und alle hatten großes Mitleid mit dem geraubten Sklavenkind. Nach einiger Zeit fragte sie der edle König, ob sie, obwohl sie so schön und fast weiß sei, ihn heiraten wolle. Er sei zwar schwarz, aber er habe ein weißes Herz. Kleopatra sagte ja und wurde die glückliche Frau dieses guten Suaheli und die Mutter meiner lieben unvergeßlichen Mutter. Schön war es da, wo sie wohnten, nahe der Meeresbucht, grünseidenschimmernde Bananenhaine und süße Dattel- und hohe Kokosbäume blühten bei ihrer Hütte. Sie waren alle noch Heiden, aber voll edler Gesinnung, und als eines Tages mit einem Schiffe weiße Männer mit einem

Kreuz in der Hand auf diese Insel kamen und mit dem Mangi unterhandelten, da eine Kirche, Schule, eine kleine Missionsstation errichten zu dürfen, gab mein Großvater gerne und hilfsbereit seine Einwilligung. Jetzt kamen Jahre des Glückes und stillen Friedens. Wir wohnten und lebten unter dem Schatten des heiligen Kreuzes, pflegte mir meine Mutter zu sagen, wenn sie von diesen seligen Zeiten sprach. Als sie geboren wurde, brachten sie ihre Eltern in die Kirche, und sie wurde auf den schönen Namen Maryamm getauft, und meine Großmutter hieß nun nicht mehr Kleopatra, sondern Anna.

Fatime schwieg eine Weile, als schien es ihr zu schwer, das nun Folgende zu erzählen. Ergreifen lauschte Schwester Caritas, die die Hände im Schoße gefaltet.

Da brachen auf einmal Unruhen in ganz Ost-Afrika aus, die Araber sollten die Sklavenjagden einstellen und wurden von Deutschen und Engländern bekämpft. Das reizte sie, und sie beschloßen, alle Weißen, die sich im Lande nach und nach angesiedelt hatten, die Missionare, Brüder und Schwestern zu ermorden und selbst die schwarzen Christen und Missionsstationen zu vernichten. Unsere guten Väter und frommen Schwestern hätten noch rechtzeitig fliehen können, aber uns zuliebe taten sie es nicht; mein Vater, der Mangi war, wollte sie beschützen, aber es half nichts.

Sie kamen, die wilden Horden der Araber, auch die Indier halfen dazu, mordeten unsere guten Väter, unsere Schwestern, welche mit den schwarzen Kindlein im Arme betend starben. Einige führten sie in Gefangenschaft, zerstörten Kirche und Häuser, steckten unsere Hütten in Brand und hausten ganz schrecklich. — Dem Mangi, meinem Großvater, wurde mit der Art der Kopf gespaltet. Er starb mit dem Namen „Jesus“ auf den Lippen. Die jungen Frauen und Mädchen aber, darunter auch Maryamm, meine liebe Mutter, wurden an eine eiserne Kette geschmiedet und durch die Wüste in einem langen Zuge, einer hinter dem anderen, wie das Vieh fortgetrieben und in Zansibar auf den Sklavenmarkt gebracht.

Meine arme Mutter, sie war noch so jung, kaum 15 Jahre alt, ahnte bereits aus den Erzählungen meiner Großmutter, was ihr bevorstand. Sie war aber ein Kind Mariens! — Verstehst Du nun, Schwester, warum auch ich die Jungfrau Maria liebe?“ — Fatime hielt inne. „Bist Du müde, Schwester, soll ich für heute schließen?“ fragte sie sanft. „Fahre fort, Fatime, mein armes Kind“, sagte die Schwester tief gerührt.

Es ist nicht mehr viel zu sagen. Maryamm, meine Mutter, schmachtete hier in diesen Mauern, hier, wo ich jetzt, ihr einziges Kind, alles Schöne und Gute von Euch, liebe Schwestern, gelernt habe. Nur eins nicht, ich durfte nicht getauft werden, so sehr es meine Mutter auch wünschte und meine Seele darnach

verlangte. Also der Araber, der größte Sklavenhändler dieser Zeit, hielt auch meine arme Mutter gefangen, doch nicht lange, denn er sah, daß sie schön, jung, gesund und gebildet war, hatte sie doch schon in der Mission Schulbildung und gute Manieren gelernt. Er machte sie von der Kette los, ließ sie bloß streng bewachen, damit sie nicht entfliehe. Doch wohin hätte sie auch flüchten sollen, überall waren ja die Sklavenjäger ärger als zuvor, weil sie sahen, daß der Menschenhandel nicht mehr lange bestehen werde.

Eines Tages mußten schwarze Sklavinnen Maryamm, meine Mutter, waschen, mit wohlriechendem Öle salben, die langen seidenlockigen Haare mit Perlen, Gold und Silberspangen verzierern und ihre schöne Gestalt in seidene, fast durchsichtige Schleier hüllen. So brachte sie der Araber selber in einer geschlossenen Sänfte in den Palast des Sultans, der ein Indier war, und ihm eine große Summe Goldes für das schöne Mädchen, halb Jungfrau, halb noch Kind, gab. Das Weitere weißt Du ja, Schwester Caritas. Der indische Fürst wurde mein Vater, er behandelte meine Mutter gut, die war sein Lieblingsweib, er schenkte ihr die Freiheit, und sie war sonst glücklich, nur daß sie ihren heiligen Glauben nicht betätigen konnte, das schmerzte sie. Aber wie hätte sie sich helfen sollen, haben wir Frauen und Mädchen doch keinen Willen.

Fatime, die indische Prinzessin, war jetzt aufgestanden, ihre schlanke Gestalt in nilgrüne Seidenschleier förmlich eingewickelt, mit den goldenen Kettchen, Schnüren und Perlengeschmeide, die in den goldenen Sonnenstrahlen herrlich glitzerten, ihr zartes, weißes Gesicht, eingerahmt von dunklem, welligem Seidenhaar, welches wie ein loser Mantel unter dem Schleier hervorquoll, sah einem Engelsbilde gleich. Mit gefalteten Händen stand sie da, sehnsüchtig nach dem blauen Himmelszelte emporblickend, als ob sie im Geiste ihre Lieben da oben suchte. „Wer gibt mir Flügel, daß ich hinauffliegen könnte, wo ewige Liebe und Frieden herrschen, schienen ihre bebenden Lippen zu flüstern.“ Dann neigte sie sich tief vor der kranken Schwester und hauchte leise: „So leb' wohl jetzt, Du glückliche Himmelsbraut, o dürfte ich wie Du dem Herrn König Himmels und der Erde angehören. Leb' wohl, in einigen Tagen wirst Du etwas anderes von mir hören!“ Dann schwebte sie leise in ihrem wiegenden Gang in den wallenden, rauschenden Seidengewändern von dannen.

Unten angekommen harrten ihrer die zwei Sklaven, schlanke, kräftige Gestalten, sie waren nur mit einem weißen Lendentuch umhüllt, und die schwarze Haut glänzte wie geöltes Ebenholz und war glatt wie Elfenbein.

Fatime bestieg die mit einem roten Dächlein und gelben Franzen verzierte Sänfte, welche nun die beiden Sklaven trugen, ein dritter ging an der linken Seite der Sänfte, einen großen,

weißen Seidenschirm zum Schutze vor der Sonne über die Sänfte haltend. Mit raschen Schritten hatten sie bald den Palast des Sultans erreicht, vor welchem zwei Reihen Askari, Neger in Uniform, mit aufgepflanzten Spießen aufgestellt waren und vor der indischen Prinzessin salutierten.

Es war höchste Zeit, daß Fatime heimkam, denn schon hörte sie aus dem an ihr Zimmer anstoßenden Frauengemache leises Singen, die Tamborine schlagen und monotones Stampfen von einigen Frauen. Es wurde offenbar zum bevorstehenden Feste ein neuer Tanz eingeübt. — Ihr Vater hatte ihr ja vor einigen Tagen gesagt, daß gar bald ihr Hochzeitsfest gefeiert werde, vorher jedoch müsse sie noch selbst einen ganz außergewöhnlichen Festtanz zum Besten geben.

Fatime setzte sich auf ihren Diwan, halb liegend nahm sie die Schmuckdose zur Hand, welche auf dem künstlich geschnitzten Elfenbeintischchen stand; sie spielte mit dem neuesten Geschenck ihres zukünftigen Gemahls, den sie kaum noch kannte, einem Freunde ihres Vaters, der fast noch älter als dieser, aber ein mächtiger Scheik war, der ungeheure Reichtümer besaß und es sich in den Kopf gesetzt hatte, gerade sie, Fatime, die weiße Blume mit den sanften Taubenaugen, zu freien. — Der Vater war darauf eingegangen, gefragt wurde sie ja nicht, und nun war der Zeitpunkt gekommen, wo sie sie sich als gehorsame Tochter zeigen mußte.

Schritte nahen, Säbel klirren, der Vater kommt. Fatime springt auf, als er eintrat. „Vater, mein Herr und Gebieter“, sagte sie, kreuzt die Arme über der Brust und lächelt den Vater mit Unterwürfigkeit kindlich an.

Ahmed, der Sultan, streichelt Fatimes dunkle Seidenlocken, die seine Freigebigkeit mit goldenen Spangen geschmückt. Er liebte seine Tochter, sie ist ja das Kind, das einzige seines zu früh von ihm geschiedenen Lieblingsweibes Maryamm. Keine seiner Frauen und Töchter ist so schön, so lieblich, so weiß im Antlitz wie diese seine Lilie, seine Taube, seine Gazelle, die Blume und der Edelstein seines Stammes.

„Mache Dich bereit, schmücke Dich wie eine Königin, schöner mußt Du aussehen, als einst Salomons ägyptische Herrscherin, tanzen mußt Du heute, wie noch nie ein Weib zu tanzen verstanden. Fatime, hast Du schon daran gedacht, welches Spiel Du aufführen willst?! Du mußt mir helfen, einen großen, neuen Reichtum zu gewinnen, einen Sieg.“ „Allah segne Dich, mein Vater, er verleihe Dir Sieg, Ehre, Reichtum.“ „Also wohl, meine Gazelle, beginne Dich zu bereiten und einzuüben. Soll ich Dir Deine Kammerfrauen, Deine Sklavinnen schicken, daß sie Dich kleiden, Deinen Anordnungen gehorchen?“ „Mein Herr und Vater, nur eine sende mir, die freigelassene Sklavin Serena, die von meiner Mutter losgekauft Tochter Israels,



diese soll mir beistehen.“ Der Sultan runzelte die Stirne. „Warum gerade diese?“ Weißt Du noch nicht, daß Serena, die Jüdin, im geheimen eine Christin ist? Ich habe vor, sie zu entlassen, wähle eine andere.“ „Mein Herr und Gebieter, nur heute, nur einmal noch erfülle mir diese Bitte, denn keine als diese versteht die Kunst zu schmücken und zu spielen so gut als gerade Serena.“ Fatime warf sich bei dieser Bitte auf den Boden vor ihm.

Der Sultan hob sie auf. „Gut, sie darf kommen, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, bereite Dich und wenn Du fertig bist, dann rufe mich, auf daß ich Dich sehe und Deine Schönheit und Dein Spiel prüfen kann.“ Stolzen Schrittes, hoherhobenen Hauptes ging er aus Fatimas Gemach.

Da warf sich Fatime, die indische Prinzessin, vor ihrem Diwan auf den Teppich nieder, rang die Hände und betete mit aller Inbrunst ihres Herzens. „Gott der Christen, erbarme dich meiner, nimm mich an als dein Kind. An dich glaube ich, auf dich hoffe ich, und dich liebe ich aus meinem ganzen Herzen. Maryamm, meine himmlische Mutter, und auch Maryamm, meine leibliche Mutter, o rettet mich aus der Hand eines heidnischen Mannes, eines Gözendieners, Barbar und Christenverfolgers — rettet mich, sonst gehe ich zugrunde.“ Da tat sich die Türe auf. Serena kommt und als sie Fatime auf den Knien sieht, wirft sie sich zu ihrer Herrin hin und sagt: „Fatime, meine Gebieterin, aber auch Freundin und Schwester im Herrn Jesus, was ist Dir, laß mich Dir beten helfen.“ Fatime sagte: „Erst hilf mir, mich zu schmücken, so schön und außergewöhnlich, als es Deine Phantasie als kluge Tochter Israels nur imstande ist, und dann übe mit mir einen Tanz, der noch nie gesehen worden. Vielleicht, eine süße Ahnung sagt es mir, wird er mein Totentanz. Denn siehe, Serena, meine Freundin in Christo, ich fühle seit langem schon ein Stechen in meiner Brust und die schönen Röschen, die auf meinen Wangen ohne Schminke blühen, das sind Totenrosen. Die guten Schwestern haben mir das auch schon gesagt, und Schwester Caritas sagte einmal: ‚Ich glaube immer, der Herr wird seine Fatime als Lilie in seinen Himmelsgarten pflanzen.‘ Wenn es zum Sterben käme, Serena, dann taufe mich ganz unbemerkt, verstehst Du?“ Kniend hatten sie so nebeneinandergeschmiegt gesprochen. Serena weinte, und Fatime umarmte sie liebevoll. „Jetzt an die Vorbereitung zu meinem Hochzeitsfest“, sagte Fatime plötzlich ganz freudig, öffnete alle Kasten und Dosen, um die Kostbarkeiten aus seidnen Gewändern, Tüll- und Gazeschleiern, Ringe, Ketten, Perlen, funkelnde Steine und weithin schimmernde Diamanten anzulegen und von allem das Kostbarste auszusuchen. Schminke gebrauchte Fatime keine. War ihre Haut nicht fein und gelblichweiß wie Alabaster und die Wangen wie frisch aufblühende Röschen, die Lippen rot wie Granatäpfel und die Zähne rein wie Elfenbein? Nur die zarten Fingernägel färbte ihr Serena mit Henna, an den Zehen glitzerten Diamanten und um die Knöchel Silberspangen. Fatima betrachtete sich wohlgefällig und Serena konnte nicht genug staunen über Fatimes außerordentlichen Liebreiz in diesem Feengewande, das ihre hohe schlanke Gestalt züchtig bis zum Halse hinauf in zarte, weiße Seidenschleier einhüllte, die von Gold, Silbersternen und flimmernden Edelsteinen wie besät waren.

„Sieht das einer Indierbraut ähnlich?“ fragte sich mit Bangen Serena. „Nein, nein, einer Himmelsbraut will ich gleichen“, sagte Fatime, gleichsam ihre Gedanken erratend.

„Jetzt zum Spiele, hole mir den großen Goldreif mit den

weißen, flatternden Täubchen aus Silber darauf, hänge an den Reifen die kleinen, silberklingenden Glöckchen und Schellchen", gebot Fatime, und dann begann sie, zum Tanze bereit, sich mitten in einen runden Kreis, aus welchem sie mit ihren Füßchen nicht heraustreten durfte, zu stellen. Den Goldreif mit flatternden, bei jeder Bewegung wie fliegenden Silbertauben hielt sie mit beiden Händen um sich, so daß sie selbst wie eine große, weiße Taube inmitten der kleinen sich ausnahm.

Fatime warf noch einmal, wie bittend den Blick zum Himmel, wie im stummen Gebete, dann sagte sie: „Serena, zünde die rosa und grünlich leuchtenden Ampeln an, lege die Kissen zum Sitzen bereit und nun rufe den Sultan Achmed, meinen Vater und Gebieter. Mögen auch seine Haremsdamen kommen und ihr Urteil abgeben, ob Fatime, die indische Prinzessin, des nahen Festes so würdig genug vorbereitet ist, gehe, Serena!“

Serena gehorchte, aber ein eigentümliches, banges Gefühl schnürte das Herz der treuen freigekauften Sklavin zusammen. „Gehe rasch“, gebot Fatime, „denn ich fühle meine Kräfte sind schwach, ob ich wohl wirklich werde tanzen können?“ — — —

Serena ging. — Sultan Achmed trat herein, gefolgt von seinen etwa 40 Frauen, einige waren gerade kränklich, nicht festfähig und durften ihre Gemächer nicht verlassen.

Die Haremsdamen lagerten sich nach orientalischer Sitte auf den Teppich, der Sultan auf den Diwan. Ein vielstimmiges „Ah“ ertönte und der Sultan war förmlich sprachlos über die Pracht, welche seine weiße Blume, seine Taube, — ja, das war sie, jetzt nicht nur bildlich, sondern wirklich — entfaltet hatte.

Fatime verneigte sich. Serena schlug die Tamborine, die Zimbeln setzten ganz leise ein, und die weiße Taube samt den Täubchen im Goldreif begann sich zu schwingen und zu tanzen, daß sie kaum mit den nackten Füßchen den Boden zu berühren schien. Immer höher, immer schneller flog die feenhafteste Tänzerin, die Schellchen und Glöckchen tönnten mit und jetzt schien es plötzlich, als wollte Fatime in den Himmel auffliegen. Hoch erhob sie beide Arme, blickte zum Himmel empor, öffnete den Mund zu einem leisen Ausruf und ein Blutstrahl ergoß sich über das weiße Gewand und den Teppich. Sie sank zu Boden und lag da, beide Arme kreuzweise ausgestreckt, der Goldreif über ihrem Kopfe.

Erschrocken waren alle aufgesprungen. Mit eigenen Armen hob der Sultan sein Kind auf und bettete es auf den Diwan. Noch immer quoll Blut, helles, warmes Blut aus dem Munde Fatimes.

Der Sultan eilte Hilfe zu suchen, indessen goß Serena das heilige Taufwasser ganz unbemerkt von den übrigen Frauen über das Haupt ihrer Freundin und Herrin: „Maryamm“ flüsterte sie ihr leise ins Ohr, während Fatime ihr dankbar die Hand

drückte und selig lächelte. „Der Herr hat mein Gebet erhört,“ flüsterte sie heimlich, „er hat mir Taubenflügel gegeben, ich sterbe jetzt, bete mit mir, Serena.“ Als die Haremsdamen sahen, daß Fatime, die indische Prinzessin, zu sterben begann, eilten sie alle entsetzt hinaus, denn der Sultan war nicht Augenzeuge. Nur Serena blieb bei ihr bis zum letzten Atemzuge.

Bald nach dieser traurigen, für Fatime aber glücklichen Begebenheit entstanden wieder Unruhen in Ost-Afrika und einige der Schwestern aus dem Kloster in Zansibar, darunter auch die kränkliche junge Schwester, durften nach Süd-Afrika reisen, sie wird aber ihre Perser- und Indierkinder, besonders Fatime, die indische Prinzessin, wohl nie vergessen.

3

Gebetserhörung

Wir hatten hier eine furchtbare Heuschreckenplage. In der ganzen Umgebung haben diese gefürchteten Gäste alles aufgefressen, selbst die Kokospalmen strecken leere Rippen in die Luft, alle Blätter sind abgenagt. —

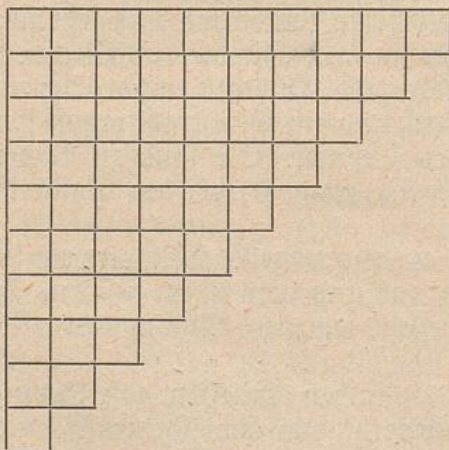
Wir nahmen unsere Zuflucht in dieser Not zum heiligen Joseph, zum heiligen Benedikt und der kleinen heiligen Theresia, brachten deren Medaillen in unsere Felder und Gärten, brannten Tag für Tag Kerzen vor dem Bilde der kleinen Heiligen und obschon die Tiere tagelang über uns hinzogen und der Himmel so dunkel war, wie in Europa bei einem heftigen Schneegestöber, so sind sie doch weitergezogen oder haben doch nur gerastet, ohne zu fressen. Es war fast ein Wunder, und wir haben der kleinen heiligen Theresia Veröffentlichung versprochen in den Caritasblüten.

Morogora (Ost-Afrika) 1929.

Schw. M. Ancilla.

2

Füllrätsel



- Weltteil
- Tragisches Ende
- Kardinaltugend
- Holländische Stadt
- Duftende Blume
- Mädchenname
- Gegenteil von Meer
- Mädchenname
- Nahrungsmittel
- Mitlaut

Die erste wagerechte und senkrechte Reihe geben dasselbe Wort.